Bunte Kriegs=Chronik aus deutschen Landen

Die neue Ausrüstung der Franzosen.

Der Stahlhelm.

An Stelle der roten Hosen treten die himmelblauen Beinkleider.

Oberst z. D. Immanuel schreibt in der M. Z.: Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß unter allen Heeren, die in den Weltkrieg eingetreten sind, nur das französische eine völlig veraltete Bekleidung und Ausstattung besaß. Dies ist um so auffälliger, als man gerade in Frankreich den Fortschritt ganz besonders betonte, und der Ueberzeugung war, nichts versäumt zu haben, um das Heer für den kommenden Krieg auf den höchsten Grad der Bereitschaft und Vollkommenheit zu bringen. Während alle anderen Heere auf Grund der Erfahrung im Russisch-Japanischen Kriege sich beeilten, die bunten Farben der Kriegsbekleidung abzuschaffen, zögerte Frankreich mit dieser wichtigen Maßnahme Jahr um Jahr. Man hat diese eigentümliche Erscheinung darauf zurückgeführt, daß bei den Franzosen durch den fortwährenden Wechsel der Kriegsminister die grundlegenden Gedanken für die Verbesserung des Heerwesens nicht immer folgerichtig durchgeführt werden konnten. Außerdem scheint man gerade in Bezug auf die Bekleidung in Frankreich mit dem Gelde zurückgehalten zu haben. Endlich würde noch betont, daß der Franzose in Volk und Heer eine große Vorliebe für das Bunte und Auffällige besitzt. Die rote Hose und das rote Käppi verkörperten gewissermaßen die Ruhmeszeit französischer Krieger in der Krim, in Italien, in Algerien. Und selbst der Krieg 1870/71, der den Franzosen nur eine Reihe schwerster Niederlagen gebracht hat, war nicht imstande, die Liebe zur angestammten Uniform zu erschüttern, obwohl man keine guten Erfahrungen mit ihr gemacht hatte. Ueberdies wollte man um keinen Preis, wenigstens was die Aeußerlichkeiten betrifft, etwas nachahmen, was von den Deutschen kam. Man zog es vielmehr vor, in einem gewissen Gegensatz zu ihnen zu bleiben, der sich schon in der Bekleidung aussprach.

Bei uns findet gewiß niemand die französische rote Hose schön oder zweckmäßig. Sie ist nicht einmal vor allzu langer Zeit eingeführt worden, auch nicht der Inbegriff der republikanischen Farben. Sie stammt vielmehr aus der Zeit des Königs Karl X., also eines Herrschers, der im Rufe eines Gegners der Freiheit und des Fortschrittes gestanden hat. Sie wurde eingeführt, weil man damals den französischen Krappbau heben wollte, und man behielt sie bei, weil sie einmal da war. Als nun nach dem Russisch-Japanischen Krieg alle anderen großen Heere die bunten Farben ablegten und in möglichst unscheinbarer Bekleidung in den Zukunftskrieg zu treten gedachten, machte man auch in Frankreich entsprechende Versuche. Eine resedafarbige Bekleidung von graugrünem Grundstoff, ein Helm ohne Spitze, der Fortfall aller bunten Abzeichen wurde versuchsweise eingeführt. Einige Regimenter der verschiedenen Waffengattungen stellten sich auf der großen Heerschau vom 14. Juli vor die Augen der Menge, deren Urteil im demokratischen Frankreich wenigstens im Frieden viel galt. Aber die neue Uniform fand keine Gnade, denn sie war zu schmucklos und übte weder auf das Selbstbewußtsein des Soldaten, noch auf die Schaulust der Masse den gehörigen Eindruck aus. Einsichtige Kreise natürlich sagten sich, daß die grellen Farben der französischen Kriegsbekleidung höchst nachteilig seien, und unnötige Verluste herbeiführen würden. So ist es auch gekommen.

Als der Krieg ausbrach, zog die Infanterie mit ihren roten Hosen ins Feld. Da der Soldat grundsätzlich den dunkelblauen Mantel trägt, so wurde die rote Hose allgemein, aber keineswegs genügend, überdeckt. An die Stelle der weißen Gamaschen traten schwarze Gamaschen und Schnürschuhe, das rote Käppi erhielt einen blauen Ueberzug. Die Jäger besaßen überhaupt eine blaugraue, recht zweckmäßige Bekleidung. Auch die Kolonial-Infanterie, die Artillerie, die Pioniere trugen im Frieden blaue Beinkleider statt der roten. Bei der Artillerie war ein leichter Stahlhelm im Versuch, den man zwar in Frankreich nicht für schön hielt, aber doch als zweckmäßig anerkennen mußte, da er imstande war, Schrapnellkugeln aufzufangen. Am buntesten war die französische Kavallerie in der Bekleidung, mit der sie ins Feld rückte. Die blanken Stahlhelme der Kürassiere und Dragoner überzog man mit einem mattblauen Ueberzug, ebenso die Brustpanzer der Kürassiere. Aber die roten Beinkleider der Kavallerie überhaupt, auch die hellblauen Waffenröcke der Husaren und Jäger behielt man bei. Die eingeborenen afrikanischen Truppen erschienen auf dem europäischen Kriegsschauplatz wiederum mit ihren alten bunten Uniformen. Somit eine Mischung greller Farben im ganzen französischen Heere, die im auffallenden Widerspruch zum Feldgrau unseres Heeres steht.

Der Krieg selbst scheint die Franzosen eines Besseren belehrt zu haben. Wohl mag ihnen die Reue gekommen sein, daß sie nicht rechtzeitig im Frieden zur Beschaffung wirklich kriegsmäßiger Bekleidung geschritten sind, denn während des Krieges können sich Neubeschaffungen grundlegender Art nur langsam vollziehen. Gleichwohl mußte man in Frankreich diesen Schritt endlich tun, so langsam es auch geht, an Stelle der alten die neue Uniform in die Front zu bringen. Zunächst ist nur die Infanterie betroffen worden. An die Stelle der roten Beinkleider, der dunkelblauen Mäntel, des roten Käppi, treten die gleichen Stücke von mattblauem Tuch. Wird der Mantel nicht getragen, so besitzt der Soldat eine Bluse von mattblauem Stoff. Die Kavallerie behält vorläufig die alten Uniformen, doch soll das rote Beinkleid einen mattblauen Ueberzug erhalten. Wie weit die Umgestaltung bis jetzt durchgeführt worden ist, entzieht sich natürlich unserer Kenntnis.

Ganz eigenartig ist die Ausstattung der Infanterie und Artillerie mit der neuen Stahlhaube, die zum erstenmal bei den Durchbruchkämpfen im September und Oktober allgemein getragen wurde. Sie erinnert beinahe an die Sturmhauben des Mittelalters, wie sie die Landsknechte trugen, und besteht aus einer gewölbten Kappe von Stahlblech. Diese Kopfbedeckungen sollen sich, soweit man aus einzelnen Andeutungen entnehmen kann, im Schützengrabenkampf gut bewährt haben. Man nimmt an, daß sie gegen Schrapnellkugeln überhaupt meist gegen leichte Granat- und Handgranatensplitter, unter günstigen Verhältnissen auch gegen Infanteriegeschosse einigermaßen decken. Jedenfalls haben Gefangene diese Eigenschaften anerkannt. Die neuen Stahlhelme werden teils blank getragen, teils sind sie mit mattblauem Tuch bezogen, teils bronziert oder dunkelfarbig angelassen. Ob sie sich als allgemeine Kopfbedeckung bei Winterkälte oder Sommerhitze eignen, bleibt dahingestellt.

Aerzte, Lehrer u. Geistliche in Frankreich.

Aus Mitteilungen des „Bund" geht hervor, daß der Mangel an Aerzten, Lehrern und Seelsorgern sich in Frankreich äußerst drückend fühlbar macht. Von 8000 im Militärdienste stehenden Aerzten haben 1500 ein Ablösungsgesuch eingereicht, nachdem sie 15 Monate an der Front oder in Lazaretten tätig gewesen; da jedoch im Lande nur noch etwa 600 kriegstaugliche, nicht mobilisierte Aerzte vorhanden sind, geht die Ablösung sehr langsam vonstatten.

Von den französischen Lehrern ist die Hälfte, rund 30,000, mobilisiert und 10,000 sind gefallen oder kampfuntauglich geworden. Viele Gemeinden sind auch ohne Seelsorger, weil diese mobilisiert sind, und haben sich nunmehr an die Geistlichkeit der welschen Kantone der Schweiz um Ueberlassung von Aushilfspfarrern gewandt. Aus dem Kanton Neuenburg ist eine größere Anzahl von Geistlichen bereits nach verschiedenen verwaisten Gemeinden Frankreichs beurlaubt worden.

* * *

Der bayerische Kriegsminister über die Juden.

Kriegsminister v. Kreß gab im Finanzausschuß eine sehr bemerkenswerthe Erklärung gegenüber mancherlei Angriffen auf Juden im Heeresdienst ab, die schon vorher der Abgeordnete Müller-Meiningen zurückgewiesen hatte. Er sagte, die Juden seien in der Erfüllung ihrer Schuldigkeit im Kriege hinter den Angehörigen der anderen Konfessionen in keiner Weise zurückgestanden. Sie hätten dadurch die volle Anwartschaft, den Reserveoffizier zu erreichen. Tatsächlich sei eine große Anzahl von Juden während des Krieges in Bayern zu Reserveoffizieren bereits befördert worden. Eine Statistik über die Zahl der in und hinter der Front befindlichen Juden anfertigen zu lassen, müsse er ablehnen.

* * *

Italienische Treue.

Dr. Fritz Röchling, ein Mitglied der Familie des bekannten Industriellen Röchling aus Völklingen an der Saar, wurde am letzten Freitag von den italienischen Behörden in Pontechiasso an derselben Stelle verhaftet, wo im vergangenen Mai der Mailänder Korespondent der „Frankfurter Zeitung" überfallen wurde. Dr. Röchling war mit seinem Prokuristen Müller von der Schweiz aus an die Grenzschranke gekommen, um mit seinen italienischen Beauftragten, die das italienische Gebiet nicht verlassen durften, über die Abwicklung von italienischen Geschäften zu verhandeln. Da Regen niederging, forderten die Italiener Röchling auf, in ein benachbartes Lokal zu treten, das auf italienischem Boden liegt. Unglücklicher Weise befolgten Röchling und Müller den Rat, so daß Beide verhaftet werden konnten. Sie wurden in das Gefängnis nach Como abgeführt.

* * *

Die braven Sachsen.

Der König von Sachsen hat dem Vorsitzenden im Gesamtministerium, Kultusminister Dr. Beck, folgendes Telegramm gesandt: „Nachdem ich in den letzten Tagen beinahe alle Truppen meiner Armee gesehen habe, die geholfen haben, den Durchbruchsversuch der Franzosen zu vereiteln kann ich mit berechtigtem Stolz aussprechen, daß diese Kämpfe zu den schwersten, aber auch ruhmreichsten der sächsischen Geschichte gehören. Ich will, daß mein braves Volk mit mir recht stolz auf seine Helden sei und bitte Sie, das Nötige zu veranlassen. — Friedrich August."

* * *

Die Heimkehr des „Gefallenen".

Ein unerwartetes Wiedersehen konnte in einer Gemeinde unweit Potsdams eine Frau mit ihrem vor länger als Jahresfrist als „gefallen" bezeichneten Ehemann erleben, der mittlerweile ihr dadurch etwas „entfremdet" worden war, daß sie nach Ablauf des Trauerjahres dessen Bruder geheiratet hätte. Die Frau mit den beiden Männern ist vor eine um so schwerere Wahl gestellt, als es just Brüder sind, die in ihrem Ehebund aufeinander folgten, und man weiß nicht, ob nun die älteren Rechte geltend gemacht werden, oder der neue Ehemann seinen Rücktritt erklären will.

Die Tiere im Weltkrieg.

Hindenburgs Dank. — Neues von den Sanitätshunden. — Postenhunde beim Heer.

Nachdem der deutsche Kronprinz als erster deutscher Heerführer den Veterinären seiner Armee seinen Dank ausgesprochen hat, hat jetzt auch Generalfeldmarschall v. Hindenburg in einem Armeebefehl seine Anerkennung und seinen Dank an die Veterinäroffiziere zum Ausdruck gebracht. Der für die gesamte Tierärzteschaft bedeutungsvolle Tagesbefehl hat folgenden Wortlaut:

„Wie aus den eingegangenen Berichten hervorgeht, sind seit Einsetzen einer einheitlich betriebenen Seuchenbekämpfung im April d. J. die für die Marschfähigkeit der berittenen und fahrenden Truppen gefährlichsten Pferdeseuchen, die Rotzkrankheit und die Brustseuche, dauernd und ganz außerordentlich zurückgegangen. Diese im stark verseuchten russischen Operationsgebiet unter schwierigen Verhältnissen erzielten Leistungen des Feldveterinärdienstes sind das Ergebnis einer besonders umsichtigen und hingebenden Pflichterfüllung. Sie geben mir um so mehr Anlaß, den Veterinäroffizieren hierdurch meine Anerkennung für diese erfolgreiche Seuchenbekämpfung auszusprechen, als der Veterinärdienst auch in Truppe, Pferdelazaretten, Blut- Untersuchungsstellen, Korpsschlächtereien und sonstigen veterinären Feldeinrichtungen insbesondere für Erhaltung und für Wiederherstellung des wertvollen Pferdematerials Hervorragendes geleistet hat. Diese Sachlage gibt auch für die Folge Gewähr, daß trotz Bewegungskrieges im verseuchten Lande bei energischer, zielbewußter Vorbeuge und Bekämpfung der Pferdekrankheiten, insbesondere der Seuchen, die schwer ersetzbaren Pferdeverluste jenes Maß nicht überschreiten werden, das bei harten Marschleistungen und unabwendbaren Fütterungsunregelmäßigkeiten getragen werden muß.

von Hindenburg."

Die Ausbildung der Sanitätshunde auf der Rennbahn am Scheibenholze geht ihren ununterbrochenen Gang weiter, die vierbeinigen Feldgrauen werden Tag für Tag gedrillt, von acht bis zwölf Uhr vormittags und nachmittags wieder von drei bis sechs, aber man hört nichts mehr von den Exerzitien, wenn man in die Nähe des Uebungsgeländes kommt, nur ab und zu einmal einen Pfiff oder ein kurzes Kommando. Das Gebell der Hunde, das ehedem über den grünen Rasen tönte, ist verstummt, die Hunde arbeiten still und ohne einen Laut zu geben. Sie verbellen nämlich die Verwundeten nicht mehr wie früher, sondern sie verweisen sie, das heißt, wenn sie einen Verwundeten aufgefunden haben, dann rufen sie ihren Führer nicht mehr durch Bellen herbei, sondern still kehren sie zu ihm zurück und holen ihn zu Hilfe. Dem Hunde das Verbellen beizubringen, ist leichter, als ihn an das Verweisen zu gewöhnen, das Lautgeben liegt eben mehr in seiner Natur. Aber man durfte die Schwierigkeiten nicht scheuen, nachdem man draußen vor dem Feinde die Beobachtung gemacht hatte, daß der Feind seine Aufmerksamkeit und sein Feuer nach den Stellen verlegte, an denen man Hundegebell hörte.

Die Sanitätshunde treten in Tätigkeit, wenn die allgemeine Aufräumung des Schlachtfeldes beendigt ist. Dann müssen sie Nachsuche halten und Tag und Nacht tätig sein. Gegenwärtig sind gegen 1700 Sanitätshunde draußen im Felde tätig, jeder Führer hat über die Erfolge seines Hundes genau Buch zu führen, diese Tagebücher sollen später zur Abfassung eines Gesamtwerkes über die Tätigkeit und die Verwendbarkeit der Sanitätshunde dienen. Bis jetzt stellt sich die Zahl der von den Sanitätshunden geretteten Verwundeten auf etwa 4000 und es ist nur recht und billig, daß man den treuen Tieren gleiches mit gleichem vergilt, wenn sie erkranken oder Verletzungen davontragen. So ist in Jena mit Unterstützung des Kriegsministeriums ein Lazarett für Sanitätshunde eingerichtet worden, in welchem die braven Pfleglinge wieder gesund und dienstfähig gemacht werden.

Der „Verein für deutsche Schäferhunde" hatte bereits durch einen Aufruf darauf vorbereitet, daß die Heeresverwaltung voraussichtlich außer den schon für die Verwundetensuche eingestellten Sanitätshunden noch weiteren starken Bedarf an Postenhunden haben würde. Das ist jetzt der Fall. Gefordert werden kräftige, hartgewöhnte und wetterfeste Hunde von dreistem Wesen, gut im Gehorsam und wachsam. Am geeignetsten sind reingezüchtete Hunde der vier Polizeihundrassen: deutsche Schäferhunde, Airedale-Terrier, Dobermannpinscher und Rottweiler; außerdem kömen noch größere rauhhaarige Pinscher (Schnauzer) in Betracht. Eine besondere Abrichtung, als Polizeihund oder als Sanitätshund, wird nicht verlangt. Es genügt, daß die Hunde leinenführig, unbedingt sicher im Gehorsam und zuverlässige Wächter sind. Kläffer sind ebenso ungeeignet wie zwingerscheue, nervöse oder wie bösartige und bissige Hunde; Geschlecht gleichgültig, Alter nicht unter fünf Viertel, besser 1½ Jahr und darüber. Die Hunde müssen kostenfrei zur Verfügung gestellt werden, stehen aber — soweit sie dann noch vorhanden — nach dem Frieden den Eigentümern wieder zur Verfügung.

Der Wunschzettel der Warschauer.

Die Schnelligkeit, mit der deutsche Gründlichkeit und Organisation mit dem Wirwarr, den die Russen bei ihrem eiligen Abzug in Warschau hinterlassen hatten, aufgeräumt hat, scheint den Warschauern gewaltig imponiert und ihnen die Meinung beigebracht zu haben, daß den Deutschen eben einfach nichts unmöglich ist. Diese Ueberzeugung drängt sich einem auf, wenn man hört, was die Einwohner von Warschau alles von den deutschen Behörden verlangen. Man kommt unwillkürlich zu dem Schluß, daß es allen den Leuten, die solche Vorschläge einsenden, noch nicht hinreichend zum Bewußtsein gekommen ist, was eigentlich dieser furchtbare Krieg bedeutet, wenn sie an die deutsche Verwaltung, deren wichtigste Aufgabe vorläufig doch noch immer in erster Linie die Versorgung unserer kämpfenden Heere sein muß, folgende Eingaben richten:

1) Das Tragen der asiatischen langen Röcke durch die Juden und das Schließen der Geschäfte am Sonnabend ist zu verbieten. 2) Regelung der Arbeitsstunden in den Bankgeschäften, öffentlichen Dienststellen, Schulen usw. nach Berliner Art. 3) Verordnung, die Häuser gleichfarbig anzustreichen wie in Berlin. 4) Verfügung betr. Einführung elektrischen Lichts auf allen Straßen, Treppen, Aufgängen, Läden u. s. w. 5) Einführung von Umsteigebilletten auf den Trambahnen 1., den anderen 2. Klasse. 6) Verfügung betr. Angabe der Preise für jeden einzelnen Gegenstand in den Schaufenstern. 7) Die Straßen nach Art der Berliner zu asphaltieren. 8) Alle Straßen mit Bäumen zu bepflanzen. 9) Einführung elektrischer Uhren an jeder Ecke. 10) Durchbruch der Straßen Ordynacka und Foksal nach der Weichsel und nach den Straßen am Alten Ring. 11) Einführung deutscher Ordnung in den Häusern, Höfen, Latrinen und die Einsetzung einer besonderen Kommission hierzu. 12) Einführung Berliner Omnibusse auf allen Straßen. 13) Einführung elektrischer Vorortbahnen. 14) Einführung der Rohrpost. 15) Bau eines Zentralbahnhofs. 16) Beseitigung der oberen Kabel und deren Legung unterirdisch. 17) Gleichmachung Warschaus mit Berlin in jeder Hinsicht. 18) Einführung von Konzerten auf öffentlichen Plätzen. 19) Einführung der Kirchenordnung nach Art der Berliner.

Was sagen wohl die Vierverbandsgenossen, die in „Hunnen"- und „Barbaren"-Lügen täglich schwelgen, zu dem Wunsch No. 17 der Bewohner von Warschau, das man gerade in jenen Kreisen so oft und so gern das „Paris des Ostens" nannte?

Die Kosten der Lemberger Russeninvasion.

Die Rechnungsabteilung des Lemberger Magistrats hat soeben den Jahresvoranschlag fertiggestellt, aus dem hervorgeht, daß die zehn Monate der russischen Invasion 14 Millionen Kronen kosteten. Nur infolge der Unterstützung der Stadt durch die Regierung war es möglich, daß das Defizit im Stadthaushalt 6½ Millionen Kronen nicht übersteigt.

* * *

Ein neuer bayerischer Orden.

Wie aus München verlautet, werden gelegentlich des Geburtstags des Königs am 7. Januar Auszeichnungen für Kriegsverdienste, welche im Vaterland errungen worden sind, verliehen werden. Es soll sich um einen neu zu gründenden Orden handeln.

* * *

Lemberger Professoren für Warschau.

Die Professoren der Lemberger Universität Kallenbach, Kaschenbar, Lyskowski, Wonciecki, Loth und Lukasiewicz wurden an die neu eröffnete polnische Universität in Warschau berufen. Das Unterrichtsministerium hat ihnen einen ganzjährigen Urlaub erteilt.

Das Hörnumer U-Boot.

Aus Schleswig-Holstein wird uns berichtet: Ein Kriegswahrzeichen, das einzig in seiner Art dasteht, ist in dem an der südlichsten Spitze der Nordsee-Insel Sylt gelegenen Hörnum festlich enthüllt worden. Es hat die Gestalt eines U-Bootes und ist aus einem an den Strand getriebenen, von einem torpedierten Schiffe herrührenden Eichenblock geformt. Das Boot ruht auf einer bei der Insel angetriebenen, unschädlich gemachten englischen Seemine. Boot und Seemine werden von einem Gerüst gestützt, das aus angeschwemmten Trümmern torpedierter Schiffe gezimmert ist, und zu dem friesischen Steinwall, dem Unterbau, wurden Felsfindlinge verwendet. Aus dem Wahrzeichen spricht die Geschichte des Unterseebootkrieges der gegenwärtigen großen Zeit.

* * *

Auszeichnung des Fliegers Immelmann.

Der bekannte Fliegerleutnant Immelmann, der bereits sechs feindliche Flugzeuge zum Absturz gebracht hat und sich das Eiserne Kreuz zweiter und erster Klasse erwarb, ist durch Verleihung des Militär-St.-Heinrichtkreuzes und des Hohenzollernschen Hausordens ausgezeichnet worden.

Die Winterausrüstung der K. u. K. Truppen.

Das Armee-Oberkommando hat mit tadelloser Pünktlichkeit gearbeitet.

Ein Wiener Blatt schreibt Ende November: Wie wir schon berichtet haben, wurde die Ausrüstung unserer Soldaten mit Kälteschutzmitteln vom Armeeoberkommando heuer schon frühzeitig eingeleitet. Mehrere tausend Waggons brachten die bereitgestellten Mengen in die Armeebereiche und große Kolonnen von Autos und Fuhrwerken verfrachteten die vorsorglich beschafften Kälteschutzmittel zu den Truppen. Die Ausgabe wurde in zwei Gruppen geteilt; die eine Gruppe umfaßte die Wollwäsche, Wollhandschuhe, Leibbinden, Untermäntel und Decken und war bei den Truppen an der Südwestfront bereits Ende September, bei den übrigen Truppen bis Mitte Oktober vollkommen verteilt; die andre besteht aus den Pelzwesten oder gestrickten Westen, Pulswärmern, Schneehauben oder Baschliks für jeden Mann, Wadenstutzen, Ueberschuhen und Muffen für Fußtruppen, dann Kniewärmern, Fußwärmern und Pelzfäustlingen für Reiter, endlich auch Schneemäntel für die Kampftruppen. Diese Sorten sind bei den Truppen der Südwestfront bereits ausgegeben, bei allen übrigen Armeen im Armeebereich eingetroffen und in Ausgabe begriffen. So wie im Vorjahr werden auch heuer die Truppen in ihren Stellungen mit den so bewährten Schwarmöfen versehen. Als besondere Wintervorsorge wurden für die Truppen in den unwirtlichen Höhenstellungen der Südwestfront auch zwei bis drei Decken pro Mann ausgegeben, für Wachposten, Chauffeure und Flieger warme Pelze verteilt und in allen Armeebereichen Strohmatten und Strohüberschuhe verteilt. Diese sollen unsere braven Kämpfer beim Aufenthalt in den Schützengräben und den Unterständen vor dem Einfluß der Bodenkälte schützen. Alle im Weg der Kriegsfürsorge gesammelten Spenden an Kälteschutzmitteln sind bereits mit den allgemeinen Armeezuschüben an den Truppen gelangt oder werden noch für Ersatzzwecke gesammelt und im Lauf des Winters ausgegeben werden.

Die Artillerie bei La Folie.

Im Beobachtungsstand.

Eine Episode aus den furchtbaren Septemberkämpfen an der Westfront.

Großes Hauptquartier, 29. Oktober.

Seit langen Wochen hatte der Leutnant, der mir dies am Abend, bevor er nach Serbien abreiste, erzählte, am Artilleriebeobachtungsstand auf der Höhe von La Folie gesessen. Er kannte die Geländeausschnitte, die sich im Scherenfernrohr zeigten, so genau, wie man Bilder kennt, die seit Jahr und Tag über dem Schreibtisch hängen und sich dem Auge so eingeprägt haben, daß man jeden Strich auf ihnen im Traume nachzeichnen konnte.

Als er in die Stellung auf der Höhe kam, stand La Folie noch im Glanze des Sommersitzes reicher, geschmackvoll verzärtelter Leute, La Folie, das Schlößchen mit zierlichen Rokokomöbelchen und Vitrinen voller Porzellanspielsachen; u. La Folie, die Ferme, mit weitem wohlgepflegten Zwergobstpflanzungen, Fasanerien und Fluggebauern voll bunter fremdländischer Vögel. Dann nahmen die Franzosen den Abschnitt täglich unter Feuer. Bald war nur der Keller des Schlößchens noch bewohnbar, dann schlugen die Geschosse auch dessen Gewölbe ein, und zuletzt standen nur noch zwei Mauerstücke, um die Stelle zu bezeichnen, eines fünf Meter hoch und eines nur einen Meter hoch, und an beiden war kein Ziegel, der nicht achtfach geborsten war.

So sah es da schon aus, als das Trommelfeuer begann, welches die große Septemberoffensive einleitete. Zehn Tage lang übersiebten die Granaten das Gelände, 18 Stunden lang jedesmal, dann steigerte sich während dreier Tage das Feuer noch einmal derart, daß der Berg wie ein Hochofen zu brennen schien. Da sah man in dem grauen, ewig gleich trostlosen Bilde, das sich im Scherenfernrohr abzeichnete, etwas Neues. Durch die Erde schienen von den französischen Stellungen her mit großer Schnelligkeit Schlangen heranzukriechen. An ihren Köpfen sah man kleine Erdschollen mit hastiger Eile emporfliegen, als ob nicht Menschen, sondern überheizte Maschinen sich dort vorwärts wühlten. Es war kein Zweifel: die Franzosen trieben dort nach einem energischen Plane eine große Anzahl von Sappen gegen unsere Linien vor. Die Beobachtung wurde gemeldet. Aber der Draht des Fernsprechers war längst unterbrochen, durch Granatsplitter zerschnitten. Indessen mußte die Infanterie selbst diese Regsamkeit des Feindes bemerken. Warum schoß sie nicht? Ach, ihre Stellungen waren eingetrommelt, es war keine Infanterie mehr vorn. Da merkten die Männer am Artilleriebeobachtungsstand, daß sie ganz allein geblieben waren im Hagel der Granaten, die rechts und links jeden Schritt breit umwühlten, während die unterirdischen Schlangen sich immer näher heranwanden.

Die Nacht brach an, die Verbindung mit der Batterie wurde wieder hergestellt, aber die Geschütze konnten die feindlichen Sappen schlecht fassen. Als der Morgen kam, sah man, daß die Sappenköpfe durch Quergräben verbunden waren, so daß der Feind sich im Schutze seines furchtbaren Trommelfeuers eine ganz dicht genäherte Sturmstellung geschaffen hatte. Offenbar stand man unmittelbar vor dem Angriff.

Die Franzosen kamen denn auch, wie man es erwartet hatte. Sie lassen gewöhnlich, genau übrigens wie die Engländer, den Beginn der Dämmerung herankommen, um zum Sturm vorzugehen. Haben sie sich in einer Stellung festgesetzt, so hoffen sie, diese noch im Laufe der Nacht so umzubauen, daß sie sie halten können — vorausgesetzt, daß die Deutschen nicht sofort in der Nacht ihnen durch einen kräftigen Gegenangriff das gewonnene Gelände wieder abnehmen, wie es gewöhnlich geschieht. Auch diesmal steigerte sich gegen die Dunkelheit das Trommelfeuer zu seinen äußersten Möglichkeiten, und ging dann in einem Moment ruckartig in Streufeuer über. Alles war in Feuer und Qualm gehüllt, die Zugangsgräben am Beobachtungsstand so eingetrommelt, daß man sich nur kriechend zwischen fortwährenden Einschlägen darin bewegen konnte und sich sagte: „Jeder Schritt ist das Ende." In den Nachbarabschnitten sah man die Gräben, so weit sie nicht ganz verschüttet waren, voller Leichen liegen. Da ertönt plötzlich der Ruf: „Die Franzosen kommen!" Man sieht sie in Kolonnen aus ihren Gräben vorstürmen, so weit man in der von Rauch geschwärzten Dämmerung überhaupt noch etwas erkennen kann. Sie kommen, und niemand hält sie auf. Die Artillerie regt sich nicht. Die Verbindung nach der Batterie ist wieder hundertfach zerstört. Unter den wenigen Männern, die auf dem Beobachtungsposten übrig geblieben sind, entsteht eine panikartige Stimmung. Einer ruft: „Die Franzosen sind schon durchgebrochen" und alle glauben es ihm, obwohl sie sich sagen müssen, daß der Rufer das ebenso wenig wissen kann, wie sie selbst. Als die Franzosen schon auf 300 Meter an den Beobachtungsstand heran sind und sich im Glase schon daumengroß abzeichnen, kommt ein Mann und überbringt den Befehl von der Batterie: zurück und das Scherenfernrohr retten! Da gehen die Tapferen mißmutig zurück. Man kann auf das Scherenfernrohr kein Bajonett aufpflanzen.

Es kommt eine zuerst totenstille, wunderliche Nacht. Man vernimmt kein Signal. Kein Schuß fällt, weder von unserer Seite, noch von französischer. Es weiß niemand, wo Freund und Feind stehen. Den Franzosen geht es genau wie uns. Sie sind zwar in die ersten Gräben eingedrungen, aber diese waren so zerschossen, daß sie sich darin nicht festsetzen konnten. Dann haben sie Widerstand gefunden. Auch bei ihnen sind alle Verbindungen zerstört. Man kehrt zu dem Beobachtungsstande zurück und findet ihn unbesetzt. Nach kurzer Zeit wird der Leutnant abgelöst, und an seine Stelle tritt ein Kamerad, der das Gelände hier ebenso gut kennt. Er ist niemals zurückgekommen.

Der Feind kommt allmählich zu einer Uebersicht seiner Lage. Da er nach vorn nicht schießen kann, legt er Sperrfeuer auf die hinteren Verbindungen. Eine weit vorgeschobene Batterie von uns hat Verbindung mit der Division erhalten und nimmt das Feuer auf. Sie braucht dringend Munition. Der Leutnant wird beordert, da er Weg und Steg kennt, einige Munitionswagen durch das Sperrfeuer durchzubringen. Die Franzosen schießen mit Gasgranaten, die Pferde geraten außer sich, vor den auf der Straße liegenden Pferdekadavern, bäumen sich hoch auf. Krachend stürzen die Räder der schwer beladenen Gefährte in die Granatlöcher. Ein paar Pferde fallen, von Granatspitzen zerrissen. Es muß mitten im Sperrfeuer und in der Gaswand umgeschirrt werden; die Menschen werden der wahnsinnig gewordenen Tiere kaum mehr Meister. Schließlich gelingt es, vier Wagen bis zur Batterie durchzubringen.

Diese macht jetzt Schnellfeuer. Sie hat ein dankbares Ziel gefunden, die französischen Reserven. Die Kanoniere haben sich die Röcke ausgezogen, so schnell laden sie, sie haben dicke Handschuhe an, denn die Rohre brennen; und das Glyzerin im Rücklauf beginnt zu kochen. Einer hat vom Abziehen dicke Blasen an den Fingern und kann die Schnur nicht länger bedienen. Der Feind sieht die Batterie ein und schickt Granate um Granate herein. Aber es ist jetzt keine Zeit noch Möglichkeit zum Umbauen.

Jetzt beginnen die Franzosen die ihnen sehr gefährlich werdende Batterie mit Stinkgranaten und ganz großen Kalibern zu bewerfen. Man riecht trotz der Masken Chlor, Phosphor, Aetznatron. Nun gelingt es ihnen, die Batterie unter Flankenfeuer zu nehmen. Man wundert sich, daß sie damit nichts erreichen und hat das Gefühl, daß jeder Schuß, den man selbst abgibt, eine Gnadenfrist des Himmels ist. Im nächsten Augenblick muß alles vorbei sein.

Plötzlich kriegt ein Geschütz einen Volltreffer ans Rohr und kollert mit der Bedienungsmannschaft den niederen Abhang bis in den Hohlweg hinab. Alles tot? Nein, es ist ein Wunder geschehen. Niemand ist tot. Nur zwei Mann sind durch Quetschungen schwer verwundet. Aber nun werden einzelne durch die Gase ohnmächtig. Zwei Geschütze werden durch Splitter außer Gefecht gesetzt. Es sind nur geringe Beschädigungen, aber man kann sie jetzt nicht ausbessern. Auch hat man kaum noch Leute genug für das letzte Geschütz. Das arbeitet wie rasend weiter und was auch, Sekunde auf Sekunde, an feindlichen Granaten angeritten kommt, es geht alles vorbei, in die Böschung jenseits des Hohlweges. Plötzlich entsteht wieder eine Erregung. Es heißt abermals: „Die Franzosen kommen!" Kartätschen laden! Wir wollen sie empfangen! Aber niemand kommt. Das Wetter ist ganz plötzlich umgeschlagen. Ein dicker Wolkenvorhang ist vor die Sterne gezogen. Ein paar große Tropfen klatschen auf das Geschützrohr, auf dem sie in Dampf verzischen. Versprengte Infanterie, mit Beilen bewaffnet, dringt in die Batterie ein und ist kaum zu beruhigen. Sie scheinen den Verstand in den Giftschwaden des Gases verloren zu haben. Auf einmal beginnt es vom Himmel wie aus Eimern zu gießen. Wolkenbruchartig. Die Wasserflut löscht das Feuer aus. Nach und nach schweigen die Batterien nahe und fern. Auch das standhafte Geschütz bekommt Ruhe. Insgesamt hat die Batterie in der eisernen Nacht, trotzdem sie nicht lange mit allen Geschützen hatte arbeiten können, 2400 Schuß abgegeben. Sie hatte ihre Sache gut gemacht, trotzdem sie ganz selbständig hatte feuern müssen und die Verbindung nach hinten so vollkommen unterbunden war, daß sie bei der Division eine Weile schon als verloren und weggenommen gegolten hatte.

Dann erschien, wie ein Retter vom Himmel begrüßt, ein Zug Pioniere zur Deckung und begann in dem strömenden Regenguß auf bloßer Erde zu kampieren, da nichts, aber auch gar nichts mehr da war, was ein Dach gegen das Wasser oder eine Wand gegen den Wind hätte bieten können. Trotz der Beschießung aus einer Reihe feindlicher Batterien, die ihr Feuer auf diese eine Stellung vereinigt hatten, waren die Verluste überraschend gering gewesen. An Toten und Verwundeten nur 13 Mann.

Der Regen hielt an, der Feind blieb still, am nächsten Tag kamen Reserven, warfen die Franzosen aus den Teilen der Stellung, in die sie vorgekommen waren und „machten Ordnung", wie sie sagten. Eben begann man die Lage zu besprechen und versuchte, sich über die Einzelheiten des Kampfverlaufes klar zu werden, da kam der Ablösungsbefehl. Mit einem heilen Geschütz zog die Batterie in Ruhestellung ab.

W. Scheuermann,
Kriegsberichterstatter.

Der Kampf in den Kolonien.

Die zähe Verteidigung Kameruns gegen die englische Uebermacht.

Die „African World" bringt in ihrer Nummer 675 folgende amtliche Meldung des englischen Kriegsministeriums:

„Wumbiagas ist durch eine englische Streitmacht unter Oberstleutnant Haywood nach einem dreißigstündigen Kampf am 9. Oktober genommen. Der Feind wird mit beträchtlichen Kräften energisch verfolgt. Die feindlichen Verluste können noch nicht festgestellt werden."

Die „African World" führt dazu aus, daß Wumbiagas zehn Meilen südlich vom Sanagafluß liegt und 84 Meilen östlich von Edea, welches durch eine gemischte Kolonne der Verbündeten, die in ihrer großen Mehrzahl aus Franzosen bestanden habe, bereits am 26. Oktober 1914 genommen worden sei.

Diese kurze Meldung gibt, wenn man sie mit den früheren in Zusammenhang bringt, ein vortreffliches Bild von der Zähigkeit, mit welcher unsere tapferen Kameruner Abschnitt für Abschnitt des Schutzgebietes verteidigen. Zunächst geht aus der vorliegenden englischen Meldung ohne weiteres klar hervor, daß die vereinten, den unseren weit überlegenen Streitkräfte der Verbündeten nahezu ein volles Jahr gebraucht haben, um von Edea in der Richtung Jaunde 84 Meilen — tatsächlich sind es aber nur etwa 80 Kilometer — vorwärts zu kommen.

Was die englische Meldung aber verschweigt und woran sich auch die „African World" nicht mehr zu erinnern scheint, ist die Tatsache, daß die Engländer und Franzosen Mitte Mai dieses Jahres schon einmal den Hbila-Abschnitt, dessen Hauptstützpunkt Wumbiagas war, mit überlegenen Kräften und durch gleichzeitig umfassenden Angriff von Süden her forciert hatten, dann aber Ende Mai durch einen deutschen Gegenstoß unter erheblichen Verlusten für die Verbündeten wieder auf Edea zurückgeworfen wurden. Auch dieses Mal erscheint die Hoffnung begründet, daß es den tapferen Verteidigern Kameruns gelingen wird, von dem Hochplateau Jaundes, an dessen unterstem Rand erst die Engländer vorgedrungen sind, erneut vorzustoßen. Der Wortlaut der englischen Meldung: „Die feindlichen Verluste konnten noch nicht festgestellt werden", läßt darauf schließen, daß unsere Truppen nicht etwa eine Niederlage erlitten haben, sondern nur dem Druck überlegener feindlicher Massen ausgewichen sind und sich in eine günstigere Stellung zurückgezogen haben, um aus dieser zu gelegenerer Zeit und unter für sie günstigeren Bedingungen wieder vorzubrechen.

Gesundheitszustand im Heere.

Auf eine Anfrage erklärte ein Regierungsvertreter im bayrischen Landtage, daß erstaunlicherweise der Prozentsatz der Geisteserkrankungen im Heere äußerst gering sei und in keinem Verhältnis stehe zu den sonst in anderen Kriegen und bei anderen Heeren beobachteten Geisteskrankheiten; nervöse Störungen kämen natürlich vor. Ebenso sei der Prozentsatz der infektiösen Erkrankungen sehr gering.

* * *

Adresse an den König von Bulgarien.

Der Landtag für das Herzogtum Coburg hat an den König Ferdinand von Bulgarien eine Kundgebung gerichtet, in der das bulgarische Volk, seine Regierung und sein Herrscher als Bundesgenosse Deutschlands und Oesterreich-Ungarns begrüßt und beglückwünscht werden.